



⇒ Hermann Diebel-Fischer

## Der Leistungsbegriff auf dem Prüfstand.

### Nina Verheyens Mängelbericht an eine sich als Meritokratie verstehende Gesellschaft

Leistung ist mit Blick auf die (Selbst)-Organisation der Gesellschaft ein zentrales Konzept, um Verteilungsfragen zu klären und die Verteilung von Ressourcen zu legitimieren. Im Rekurrenieren auf das Konzept ›Leistung‹, insbesondere auf die individuelle Leistung, wird allenthalben der Versuch unternommen, mit einem Konzept, das Objektivität verspricht, Problemen wie einer Ungerechtigkeit zu begegnen, die zum Beispiel aufgrund dessen zustande kommt, dass die Herkunft, für die eine Person nichts kann, darüber entscheidet, welche Chancen ihr zuteil werden und welche nicht.

Die für Theologinnen und Theologen vermutlich erste Anlaufstelle für Informationen zum Leistungsbegriff dürfte die *Theologische Realenzyklopädie* (TRE) sein. In seinem Artikel zu ›Leistung‹ sieht Wolfgang Huber (Huber 1990) dem Leistungskonzept in den Bereichen der Entlohnung, der Bildung, des Sports und der Ökologie durchaus eine Bedeutung zukommen, allerdings so, dass »nur bezogen auf inhaltlich konkretisierte Maßstäbe [...] dem Leistungsgedanken ein begrenzter, funktionaler Sinn zu[kommt]« (ebd., 731). Indem er die »Ambivalenz« des Leistungsdenkens deutlich herausstellt, übt Huber aus sozialetischer Perspektive Kritik an dieser Praktik (ebd., 732). Er plädiert dafür, dass »Leistungen [...] an ihren Zielen gemessen werden« sollen und »Rationalität und Effizienz« nicht »in sich selbst als Werte betrachtet« werden (ebd., 732f.). Die Kritik am Konzept der Leistung, wie Huber sie formuliert, kann als prototypisch für eine protestantische Perspektive verstanden werden. In seiner kritischen Diskussion des Leistungsbegriffs weist Huber zwar auf die Folgen eines Verständnisses von Leistung als Wert in sich hin, übernimmt aber das Narrativ von der individuellen Leistung, die das Erreichen eines Status ermöglicht und das »Geburtsprinzip« wie auch das »Senioritätsprinzip« (ebd., 730) abgelöst hat.

Hubers Darstellung ist typisch und dürfte der Auffassung der Mehrheit entsprechen, ver-

---

**Nina Verheyen (2018):** Die Erfindung der Leistung, Berlin: Hanser. 256 S., ISBN 978-3-446-25687-3, EUR 23,00.

---

**DOI: 10.18156/eug-2-2019-rez-9**

mutlich nicht nur für den Bereich der evangelischen Theologie. Durch das hier zu besprechende Buch von Nina Verheyen – das zugegebenermaßen nicht nur ein Mängel-, sondern auch ein historisch äußerst informierter Chancenbericht ist – drängt sich aber eine neue Kritik in den Vordergrund. Nicht mehr die Folgen davon, dass Leistung gesellschaftsgestaltenden Charakter hat, werden hervorgehoben, sondern das Konzept ›Leistung‹ selbst – von Verheyen als »Unschärfeformel und Ordnungsprinzip« gleichermaßen bezeichnet – wird kritisch hinterfragt (vgl. 17 u. 23).

Ausgehend von der Beobachtung, dass nicht nur Bücher zur umfanglichen Selbstoptimierung, sondern auch solche, die sich kritisch und warnend dazu verhalten, gerne gekauft würden, beschreibt Verheyen, dass sich Menschen ausgehend von der Idee, in einer »Leistungsgesellschaft« zu leben, teilweise bis zur Erschöpfung aufreiben – und dies wohl zumindest teilweise vergebens (vgl. 8–11). Der gesellschaftliche Anspruch, eine Meritokratie zu sein (vgl. 25), in der die Leistung und nicht etwa die Herkunft darüber bestimmt, welchen Platz man einnimmt, »ist bestenfalls ein schwer einzulösendes Versprechen und im schlechtesten Fall eine gezielte Lüge« (8f.). Mit dieser Aussage, die die Axt an ein Grundverständnis der Gegenwartsgesellschaft legt, eröffnet Nina Verheyen ihre historische Rekonstruktion des Leistungsbegriffs, die zu lesen sich nicht nur für ein Fachpublikum lohnt, sondern für alle Interessierten – und die als Vorschau auf ein größeres wissenschaftliches Projekt sehr gut zu lesen ist.

Ziel der Autorin ist weder, das Prinzip der Leistung zu verdammen noch eine Verteidigung desselben vorzunehmen. Vielmehr möchte sie die Idee der »individuellen Leistung« [in Anführungszeichen bei Verheyen] einer Kritik unterziehen, um das Ergebnis derselben dann produktiv auf die Idee des Leistungsprinzips anzuwenden, indem verborgene Aspekte sichtbar gemacht werden (vgl. 11 u. 19). Die Idee der individuellen Leistung verweise »auf ein aus den Anstrengungen oder den Aufwand einer einzelnen Person resultierendes Handlungsergebnis, das unter den Bedingungen formaler Chancengleichheit erbracht und von anderen erwünscht wird, der Gesellschaft also nützt und von ihr entsprechend belohnt werden sollte« (11f.). Dies sei aber eine Darstellung, die mit der Wirklichkeit nichts gemein habe: »Es gibt keine individuelle Leistung im quasiphysikalischen Sinne, also unabhängig von menschlichen Sinnstiftungen und sozialen Kontexten. Stattdessen ist jede Leistung immer auch eine Frage der Perspektive.« (13 u. 16) Dies ist die These, die Verheyen der – auch in Hubers Artikel zum Begriff der ›Leistung‹ vertretenen – kollektiv verinnerlichten Auffassung von individueller Leistung (vgl. 15) ent-

gegenstellt und mit exemplarischen biografischen Geschichten und Beispielen aus der Literatur illustriert.

Das Buch ist in sieben Kapitel gegliedert, die der Verfolgung dieses Ziels dienen, indem sie thematisch gegliedert darlegen, wie sich der Leistungsbegriff entwickelt hat und aus welchen Perspektiven er betrachtet werden kann. Verheyens Buch endet mit dem als Gesprächseinladung gekennzeichneten Kapitel ›Von den Widersprüchen der Leistungskritik zu einem sozialen Leistungsverständnis‹ (191–208). Der Weg zu diesem letzten Kapitel, mit seinem appellativen Charakter, wird im Folgenden nachgezeichnet.

Das Verständnis von Leistung, das in einer Gesellschaft herrscht, werde nicht von oben oktroyiert, sondern entstehe als Resultat gesellschaftlicher Praxis, womit es auch konstanter Veränderung unterworfen sei (vgl. 23). Anhand verschiedener Episoden zeichnet Verheyen im zweiten Kapitel (25–53) die Geschichte der ›Leistungsgefühle‹ nach: Das »Leistungsethos« der Publizistin Lily Braun, die für die Arbeiterschaft und für Emanzipation warb (28–33), die Selbstmorde von Schülern um die Wende zum 20. Jahrhundert (34–41), der als problematisch wahrgenommene Ehrgeiz von Aufsteigern (41–48) sowie die Parallelen von Gefühlen hinsichtlich von Leistung zwischen »gestern und heute« (49) stellten dar, wie Leistung mit dem Gefühlsleben derjenigen verknüpft sei, die sie erbringen oder erbringen sollen.

Dass es nicht wir selbst sind, die darüber befinden, wie gut wir sind, erscheint als Einsicht vor diesem Hintergrund nur konsequent. Im dritten Kapitel (54–98) zeigt Verheyen die Leistungsdiagnostik auf, die von außen an das Individuum herangetragen wird, um damit ein System zu erschaffen, das in einer sich als ›Leistungsgesellschaft‹ verstehenden Gesellschaft Kriterien für die Verteilung des über Leistung Erreichbaren schaffen soll (vgl. 55). Ein solches – sich zum Beispiel in IQ-Tests manifestierendes – Instrument soll »Leistungsgerechtigkeit« (55) garantieren, was Verheyen zufolge aber ein Versprechen bleibe, da es einer neutralen Instanz bedürfe, um überhaupt individuelle Leistungen bestimmen zu können – diese existiere aber nicht. Mit diesen Instrumenten werde Macht ausgeübt, weil die über sie geschaffene, vermeintlich objektive Vergleichbarkeit nicht »neutralen Beobachtungen der Welt« entspringe, sondern parteiisch sei (vgl. 55–57). Wollte man die gesellschaftliche Relevanz dieses Buches auf einen Satz aus demselben herunterbrechen, so wäre es diese Feststellung Verheyens: »Bis heute lebt die Schule von der Fiktion, die Leistung einer Schülerin gehe deren Bewertung voraus statt umgekehrt.« (61) Die Leistungsgesellschaft sei ebenso eine Fiktion, auch

wenn vom Staat verantwortete Praktiken der Leistungsmessung, die in der Schule beginnen, dies suggerierten. Die in der Schule vorgenommenen Weichenstellungen, die die Bildungsbiografie und damit das Vorankommen eines Menschen in der Gesellschaft maßgeblich bestimmen, waren im 19. Jahrhundert auch nach Entstehen des »Berechtigungswesens« (67), das einen qualifizierenden Abschluss für den weiteren Bildungsweg oder einen Beruf erforderlich machte, eine Praktik der Exklusion, obgleich die Reifeprüfung ab den 1830er Jahren eine herkunftsunabhängige Zugangsschranke zur Universität dargestellt habe (vgl. 67–69). Frauen und Menschen aus dem Ausland blieb der Zugang zur Universität jedoch verwehrt, ungeachtet ihrer Fähigkeiten. Nach der Gründung des Deutschen Reiches habe die Durchlässigkeit des Bildungssystem zwar zugenommen, aber nur moderat (vgl. 71f.).

Die Messung dessen, was als Leistung verstanden wird, wurde Verheyen zufolge zunehmend durch die empirischen Wissenschaften bestimmt: Die Geschichte der Intelligenzmessung (74–83) zeige, dass diese Art der Selektion hochgradig abhängig davon sei, wer den Test entwickelt und was dieser Test misst. Die vorwiegend quantitativ orientierten, von weißen Männern entwickelten Tests könnten demnach als »Kulturtest« verstanden werden (79), die die Zugehörigkeit zur Gruppe der Testentwickler messen (vgl. 78f.). Die in den Vereinigten Staaten immer noch verwendeten standardisierten Tests haben sich in Deutschland zwar nicht durchsetzen können, und es ist Verheyen zufolge perspektivenabhängig, ob man dies als Vor- oder Nachteil verstehen solle (vgl. 80f.). Auch mit Blick auf den Sport und die Leistungsmessung, die dort zwischen Individuen und Nationen stattfindet, resümiert Verheyen, dass jede Leistungsgesellschaft »Ungerechtigkeit und Kummer« (95) produziere – und das auf ganz verschiedenen Wegen.

Im vierten Kapitel (99–126) zeigt Verheyen, dass das, was als »bürgerliches Leistungsethos« verstanden wird, auf einem um das Jahr 1800 entstandenen Ethos »tugendhafte[r] Geselligkeit« beruhe, also einen sozialen Charakter habe und nicht auf Anreize des Kapitalismus zurückzuführen sei (vgl. 99f., 119 u. 126). Vor diesem Hintergrund hält es die Autorin für geboten, vom »bürgerlichen Leistungsethos«, wenn überhaupt, dann nur noch in einer konsequent historischen Sichtweise zu sprechen (vgl. 123) und dieses nicht mit Arbeit oder Bildung zu assoziieren (vgl. 111). Auch der etymologische Befund unterstütze dies, seien doch in den Wörterbüchern des 19. Jahrhunderts kaum Belege für eine Verwendung des Begriffs in seiner heutigen Form zu finden (vgl. 119f. u. 129). Mit diesen Einsichten

dürfte ein Grundstein dafür gelegt sein, das Leistungsverständnis, wie es gerade von einigen Konservativen gehegt wird, durch historische Forschung zu dekonstruieren.

Warum wir heute dennoch über Leistung in der Art sprechen, wie wir es gewohnt sind, erklärt Verheyen im fünften Kapitel (127–154), in dem sie die Entstehung unseres Leistungsbegriffs im 19. Jahrhundert nachzeichnet. Dieser Leistungsbegriff habe seine Wurzeln sowohl in der Wissenschaft (vgl. 130–139) als auch im Recht (vgl. 139–148) sowie im Wohlfahrtsstaat (vgl. 148–154). Wissenschaftler untersuchten um die Wende zum 20. Jahrhundert Lernende wie auch Lehrende auf ihre »Leistungsfähigkeit« und »Arbeitsleistung« [in Anführungszeichen bei Verheyen], wobei beide Konzepte nicht scharf unterschieden worden seien. Am Beispiel des Physiologen Angelo Mosso illustriert Verheyen, dass alle menschliche Arbeit, also auch die, die mit dem Kopf vollbracht wird, einer Messung und Quantifizierung unterworfen werden könne, analog dazu, wie man im physikalischen Sinne von Leistung spreche (vgl. 137 u. 153).

Mit Blick auf den juristischen Kontext des Leistungsbegriffs verweist Verheyen darauf, dass aufgrund der vertraglichen Ausgestaltung der Arbeitsverhältnisse nicht mehr nur von Ausbeutung gesprochen werden könne, wenn Arbeit im 19. Jahrhundert thematisiert wird (vgl. 142f. u. 147). Des Weiteren tragen mit dem Aufkommen des Sozialstaats Verheyen zufolge auch »staatliche Leistungen« zur Verbesserung der Lage der Arbeitenden bei (150–152). Diese beiden Perspektiven sind für Verheyen in der Debatte um den Leistungsbegriff unterbelichtet. Wenn man um sie weiß, dann werde auch deutlich, dass diejenige Person, die staatliche Leistungen empfängt, nicht »das Leistungsprinzip unterwandert«, sondern »direkt auf dessen Grund [steht]« (154). Diese sozialpolitisch wichtige Einsicht Verheyens kann gerade in den gegenwärtig wieder geführten Debatten um die Folgen der durch die rot-grüne Bundesregierung eingeführten sogenannten Hartz-Gesetze von Bedeutung sein und helfen, die wesentlich ältere Forderung, dass Leistung sich wieder lohnen müsse, neu auszulegen.

Im sechsten Kapitel (155–190) beschreibt Verheyen abermals anhand eines Schicksals – diesmal ein literarisches: Pinneberg aus Falladas *Kleiner Mann, was nun?* – eine weitere Kehrseite eines Leistungsdenkens, das nicht im Paradigma der Leistung, sondern in deren permanenter Kontrolle sowie im Steigerungszwang besteht (vgl. 155f.). Als Beispiel für solche Steigerungslogiken führt sie den Leistungssport an, der ganz anders als Turnvater Jahn's Leibesübungen die sportliche Leistungsfähigkeit des Individuums und nicht die sys-

tematische Stählung des Volkes in den Blick nahm. Leistungssportlerinnen und -sportler könnten sich durch Doping Wettbewerbsvorteile verschaffen, wobei dies als Wettbewerbsverzerrung und als Illegalität eingeordnet wird (vgl. 161f. u. 173f.). Anders als im Sport würde in den Fabriken die Leistungssteigerung durch äußere Bedingungen herbeigeführt, wie Verheyen mit Verweis auf Frederick Taylors *The Principles of Scientific Management* beschreibt: Durch eine Auftrennung der Tätigkeiten und eine weitere Hierarchisierung der Betriebe mit Ingenieuren sollte die Arbeitsweise optimiert werden – unter anderem dadurch, dass das Erreichen eines definierten Pensums durch mehr Lohn honoriert wurde (vgl. 177–179). Der Leistungsvergleich und die Möglichkeit, für bessere Leistung honoriert zu werden, habe in der Zeit zwischen den Weltkriegen zum Alltag gehört und sei trotz Kritik von gewerkschaftlicher Seite auch positiv wahrgenommen worden, nämlich »als Chance für den berechenbaren sozialen Aufstieg« (181). Den Abschluss des sechsten Kapitels bildet eine Beschreibung des Leistungsdenkens der Nationalsozialisten, im Alltag, im Sport und in der Kriegsführung. Innerhalb dieses Gefüges sei der Leistungsgedanke durch die nationalsozialistische Vernichtungspolitik pervertiert worden (vgl. 182 u. 185–186).

Im siebten Kapitel (191–208), das als Gesprächsangebot markiert ist, widmet sich Verheyen der gegenwärtigen Leistungskritik mit dem Ziel, zu einem »sozialen Leistungsverständnis« zu gelangen, um das Leistungsprinzip nicht verabschieden zu müssen (vgl. 192). In einem exemplarischen Überblick über die Kritik am Leistungsprinzip nennt Verheyen die herkunftsbedingte Chancenungleichheit, die über das Leistungsprinzip gerechtfertigt und manifestiert werde (vgl. 195), und die mangelnde Neutralität nicht nur der Leistungsbewertung, sondern auch des Leistungsbegriffs, in dessen Folge die Zuordnung von Leistung zu einem Individuum fehlgehe (vgl. 196f.). Gleichwohl begrüßt Verheyen, dass Leistung als »Norm« und »Ordnungsprinzip« so schnell nicht verschwinden werde (199). Denn das Konzept der ›Leistung‹ habe auch dazu gedient, »Strapazen im Erwerbsleben zu mindern«, etwa indem die Begrenzung des Arbeitstags eingeführt worden sei, weil man erkannt habe, dass Leistung sich nicht linear steigern lasse, sondern mit zunehmender Erschöpfung sinke (vgl. 202f.). Ferner erwachse aus dem Leistungsparadigma immer noch eine soziale Durchlässigkeit, was einen Menschen, der das Leistungsdenken ablehne, durchaus dem Verdacht aussetzen könne, dass er »heimlich um die eigenen Privilegien fürchtet« (204). Anhand der grundlegenden sozialen Dimension des Leistungsbegriffs macht

Verheyen deutlich, dass unser Leben immer Bedingungen unterliegt, die wir nicht selbst beherrschen (vgl. 205).

Dass der Leistungsbegriff und das Konzept »individueller Leistung« äußerst unscharf sind, muss dem Menschen aber nicht zum Schaden gereichen. Das Buch endet, wie oben erwähnt, mit einem Appell: Was als Leistung gilt, unterliege überall in der Gesellschaft beständiger Neuaushandlung. »Das macht die ›Erfindung‹ der Leistung zu einem politischen Hebel, den es selbstbewusster zu nutzen gilt – und besser informiert.« (207) In diesem Zusammenhang schlägt die Autorin vor, die eigenen Spielräume zu nutzen, anstatt sich »sklavisch« vorgegebener Instrumente und Kriterien zu bedienen (207). Dabei müsse allerdings beachtet werden, dass Leistung nicht durch Soziales substituiert wird, sondern dieses Soziale selbst als Leistung aufzufassen sei (vgl. 208). Den möglichen Einwand erahnend, dass das kurzfristig ist und die vermeintlich objektive Leistungsmessung und Leistungsattribution zwar nicht die beste aller Welten begründen mag, aber im Zweifel Gutdünken und Spekulation ebenso schlechte – wenn nicht gar schlechtere – Instrumente seien, wehrt Verheyen vorausschauend und gekonnt ab. Man solle in diesem Zusammenhang die Bewertungs- und Beurteilungsverfahren, wie sie sind, akzeptieren und vor dem Hintergrund anderer Formen von Leistung diskutieren sowie »hoffentlich zu klugen Urteilen« kommen (208). Verheyen schließt mit der Frage, warum man Leistung – gerade im Wissen darum, dass diese immer eine soziale Dimension hat – als trennende und nicht vielmehr als verbindende Größe versteht (vgl. 208). Die zynische Antwort würde lauten: weil trotz aller Sozialromantik die Professur letztlich nur mit einer Person besetzt werden kann. Die richtige hingegen: Ja, warum eigentlich?

Ein wohl eher dem Verlag denn der Autorin anzulastendes Monitum betrifft die Zitationsweise. Es handelt sich hierbei zwar um ein Buch, das für ein größeres Publikum geschrieben wurde, das aber die solide wissenschaftliche Basis nicht zu verstecken braucht. Die Zitate und Verweise sind im Anhang unter *Nachweise* (211–226) belegt – doch im Text wird nirgends auf diesen Anhang hingewiesen. Hätte man wenigstens auf Endnoten zurückgegriffen, wäre der Lesegenuss nicht verringert und die Suche nach Nachweisen vereinfacht worden. Weil das Thema von großer Relevanz ist, ist es umso erfreulicher, dass die Autorin »das dicke Buch mit den vielen Fußnoten« (209) in Aussicht stellt.

Für die Debatte um die Leistung sowie die Kritik dieses Konzepts liefert Verheyen neuen Gesprächsstoff, der gerade mit Blick auf eine zunehmende Quantifizierbarkeit und die bereits stattfindende Quanti-

fizierung dessen, was man als ›Leistung‹ eines Menschen versteht, horizonterweiternd wirkt. Dies ist auch und gerade vor dem Hintergrund einer auch die Geisteswissenschaften nicht ausklammernden Praxis der Quantifizierung von Wissenschaftspraxis wichtig, wenn wir uns nicht dem Diktat der Zahlen unterwerfen und die dahinterstehenden Menschen mit ihren je eigenen Ausgangsbedingungen vergessen wollen. Die vermeintliche Objektivität des nach festgelegten Kriterien Zählbaren ist nämlich gar keine. Die Idee, dass es gerecht sei, individuelle Leistung als Kriterium für Entscheidungen über das Fortkommen im Leben oder die Allokation von Gütern heranzuziehen, wurde im besprochenen Buch dekonstruiert. Huber hatte die Überwindung des Geburts- und Senioritätsprinzip als einen Vorteil des Leistungsdenkens beschrieben. Das, was aber in Folge dieser Überwindung geschehen ist, hat diese Ungerechtigkeiten zwar beseitigt, aber dafür andere hervorgebracht. Wir sind als Gesellschaft stets aufs neue aufgefordert, die Organisation unseres Zusammenlebens einer kritischen Reflexion zu unterziehen – und mit dem besprochenen Buch wird ein wichtiger Beitrag dazu geleistet. In diesem Zuge wird auch einmal mehr den Kritikerinnen und Kritikern geisteswissenschaftlicher Forschung der Wind aus den Segeln genommen, denn Verheyen demonstriert mit Fachwissen und sprachlichem Geschick, dass die Geisteswissenschaften wichtige Erkenntnisse liefern, die auch für die Gegenwart und deren Gestaltung durch die Gesellschaft von großem Interesse sind.



## ⇒ Literaturverzeichnis

Huber, Wolfgang (1990): Art. Leistung, in: Müller, Gerhard (Hg.): Theologische Realenzyklopädie, Bd. 20, Berlin: de Gruyter, 729–735.

---

Hermann Diebel-Fischer, \*1984, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock (hermann.diebel-fischer@uni-rostock.de).

---

---

**Zitationsvorschlag:**

Diebel-Fischer, Hermann (2019): Rezension: Der Leistungsbegriff auf dem Prüfstand. Nina Verheyens Mängelbericht an eine sich als Meritokratie verstehende Gesellschaft. (Ethik und Gesellschaft 2/2019: Enhancement).

Download unter:

[https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2019\)-rez-9](https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2019)-rez-9) (Zugriff am [Datum]).

---



**ethikundgesellschaft**  
**ökumenische zeitschrift für soziaethik**

**2/2019: Enhancement**

Hermann Diebel-Fischer: Für mein besseres Ich? – Selbstoptimierung als Technik des Enhancements. Eine theologische Annäherung

Ruth Conrad: Enhancement und Authentizität. Eine praktisch-theologische Spurensuche

Anika Christina Albert: Technische Assistenzsysteme im Alter: Therapie oder Enhancement? Theologisch-ethische Reflexionen angesichts der Leiblichkeit des Menschen

Stefanie Sandra Wiloth: »Human Enhancement« in der Altenpflege. Ein *vertieftes* Verständnis aus gerontologischer und ethischer Perspektive